Was dem Menschen nicht möglich ist

Autor(en): **Zweyer, Lukas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nr. 15
31. Jahrgang

Die Berner Woche

Bern, 12. April
1941

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Was dem Menschen nicht möglich ist.

Von Lukas Zweyer

Der Uhrmacher, der seine Frau über alles liebte und dadurch zum Gespött seiner Freunde wurde, hieß Florian Fink; seine Frau nannte sich Ida Fink, ursprünglich aber Ida Vordemwald. Fink-Vordemwald, der doppelte Familienname, wurde der Ausgangspunkt der Spöttereien, die man über den verliebten Uhrmacher in Umlauf setzte. „Ja, ja, der Fink pfeift vor dem Wald", hieß es. Oder: „Wo singt der Fink das ganze Jahr? Vor dem Wald." Oder: „Wo hütet der Fink das Nest, wenn die Frau ausfliegt? Vor dem Wald." Damit wollte man andeuten, die junge Frau suche sich hin und wieder eine kleine Abwechslung, weil sie die Verliebtheit ihres Mannes nicht immer ertrage. Und boshafte Zungen gaben diesem Verdacht noch schärfern Ausdruck. „Vor dem Wald pfeifen nicht nur die Finken ..."

Die Wahrheit aber war, daß das Paar im Glück lebte, und daß Frau Ida Fink-Vordemwald sich gerne verwöhnen ließ und unter den Zärtlichkeiten ihres Mannes schön aufblühte. Er war aber auch ein ausgesuchter Liebhaber, der mit immer neuen Einfällen das Glück seiner Zweisamkeit zu steigern und lebendiger zu gestalten versuchte. Darum verfiel er auch auf die Idee, die seiner Liebe und seinem Herzensbunde verhängnisvoll werden sollte.

Er erfand eine Uhr seltsamer Art, die nicht wie eine der gewöhnlichen Standuhren die Zeit anzeigte. Wann ihm der Gedanke kam, läßt sich nicht feststellen. Wichtig ist, zu wissen, daß er den Einfall hatte eine Grammophonplatte mit dem Schlagwerk zu verbinden, so daß zu einer bestimmten Zeit die Platte zu kreisen und zu musizieren begann. Sie stand auch wieder still, sobald das Werk aussetzte, und fuhr erst wieder nach einer ganzen und später nach einer halben Stunde weiter, wo sie verblieben war. Um Eins spielte sie: „Ich hatt einen Kameraden!" Um halb zwei: „Einen bessern findst du nit!" Das war, so schien es ihm, als er seiner Frau die Uhr zum ersten Mal vorführte, eine zarte Huldigung, und seine Frau faßte die zwei Verszeilen auch als schöne Andeutung und Lobpreisung auf. Und sie hatte mit Florian ihren Spaß, als um zwei Uhr das Werk die dritte Zeile spielte: „Die Trommel schlug zum Streite". „Hoffentlich bedeutet das nicht, daß wir uns zanken", lachte sie.

Florian hatte die Platte ja auch nur deshalb herstellen lassen, weil sie in gleich langen Zeilen das Abspielen gleich langer Abschnitte erlaubte. In Wirklichkeit suchte er nach raffinierten Texten, die eine unübertreffliche, auf vierundzwanzig Stunden verteilte Liebeserklärung an seine Angebetete darstellen sollte. Und er philosophierte über das Wesen der Liebe. Wie ein Strom sei sie, der beständig rausche. Wer am Strome wohne, der vergesse zuletzt sein Tönen und Brausen und höre scheinbar nichts mehr, und doch sei es beständig um ihn und in ihm. Und nur, wenn er durch irgendetwas daran erinnert werde, öffne sich sein Bewußtsein wiederum der brausenden Allgewalt der immer gleichen Melodie. Und dann, bei diesem Bewußtwerden, fahre es durch die Seele wie ein großer, seliger Schrecken. Die Töne packten ihn mit doppelter Gewalt, und er werde nun erst richtig wach und höre jede Wandlung des Brausens und Dröhnens.

Aus diesen Überlegungen heraus kam Florian Fink wahrscheinlich auf den verruchten Gedanken, statt immer neuer zarter Worte jede Viertelstunde ein und dasselbe zu wiederholen. Also des Tages sechsundneunzig Mal die Seele seiner Frau und seine eigene mit ein und demselben Erinnerungsruf daran zu mahnen, welches Element der Seligkeit ihr Erdendasein erfülle. Vielleicht hatte er davon gehört, daß der Evangelist, der die höchste Stufe der Frömmigkeit erreichte, seiner Gemeinde nichts Besseres mehr zu sagen wußte, als immer das eine Wort: „Kindlein, liebet einander!" Jedenfalls erinnerte die Grammophonplatte, die Florian Fink anfertigen ließ, an diese berühmte Mahnung. Sie begann um ein Viertel nach Zwölf, indem sie einmal das Wörtlein „Liebe" aussprach. Um halb Eins rief sie: „Liebe, liebe ..." Um dreiviertel Eins: „Liebe, liebe, liebe ..." Und um Eins: „Liebe, liebe, liebe Ida!" Dann sang sie beim ersten Viertel wieder einmal das zärtliche Wörtlein, dann zweimal, dann dreimal, und um zwei Uhr rief sie zweimal Ida, um drei Uhr dreimal, und so fort, bis sie um Zwölf viermal „liebe" und zwölfmal „Ida" rief. „Liebe" war in kleinen Terzen, „Ida" in großen auf die Platte gesungen worden, und Florian hatte sich angestrengt, mit der zartesten Stimme zu sagen, was nun die Ohren seiner Frau allviertelstündlich wecken und an das erinnern sollte, was ihr sonst zu alltäglich und kaum mehr bewußt werden müßte. So rechnete der Uhrmacher.

Vielleicht würde die Rechnung gestimmt haben, hätte er die Uhr nur gelegentlich in Gang gesetzt, und hätte er den Sinn für die Sonderbarkeit einer solchen Schöpfung bewahrt. Aber leider glaubte er ganz ernsthaft daran, auf diese Weise den bewußten Genuß der Gefühle, in welchen er schwelgte, bei sich selbst und ebenso bei seiner Frau zu steigern. Daß er das glaubte, kann möglicherweise die Behauptung der Leute begründen, es habe ihm schon bei seiner Erfindung im Kopfe zu fehlen begonnen.

Eines Tages hatte seine Frau Zahnweh. An diesem Tage faßte sie die erste Abneigung gegen die Uhr und wahrscheinlich auch gegen ihren Schöpfer und sein gänzliches Verfallensein an seine Gefühle. Das war die Wendung. Das Weitere brach herein wie die galoppierende Schwindsucht. Nach wenigen Wochen gedieh der Widerwille der Frau Ida bis zum Haß und zur offenen Revolte. Sie lief ihrem Manne weg und hängte sich an einen bedenkenlosen Liebhaber, der immerhin anständig genug war, sie zur Scheidung zu veranlassen und ihr die Ehe zu versprechen.

„Kein Mensch erträgt das", sagte sie vor dem Richter. „Wenn alles ganz sicher wird, wenn der Mann uns nichts mehr zu fürchten und zu hoffen bietet und auch von uns nichts mehr fürchtet und hofft, dann kann man nur noch verzweifeln! Jawohl, Herr Präsident!"

Der einsam gewordene Uhrmacher aber kam zuletzt in eine Irrenhauszelle. Seine Uhr ließ ihm der Arzt, denn sie verhinderte die drohenden Ausbrüche, denen er eine Zeitlang verfallen war, mit ihrem blöd-zärtlichen allviertelstündlichen Rufen.